

## ZUM BUCH

Schon als Jugendlicher fällt Arthur Danse unangenehm auf. Er ist ein Brandstifter und Einbrecher, obwohl ihm niemand etwas nachweisen kann. Auf dem College in Boston vergewaltigt er sogar eine Kommilitonin. Später übernimmt er ein Restaurant und lernt dort Liddy McCloud kennen, die bereits mehrere gescheiterte Beziehungen hinter sich hat. Sie heiraten und bekommen einen Sohn, Robert.

Bald schon bemerkt Liddy Arthurs sadistische Ader. Er schlägt sie, verletzt sie und zwingt sie zu Sodomaso-Spielen. Dann beginnt Robert, sich auffällig zu verhalten, und Liddy beschließt, die Polizei zu informieren. Doch damit beginnt der Alptraum erst: Liddy muss nicht nur gegen die Mühlen der Justiz ankämpfen, sondern auch schmerzhaft begreifen, wie wahnsinnig Arthur tatsächlich ist.

## PRESESTIMMEN

»Ein meisterlicher Autor. Jack Ketchum ist ein Synonym für packende Spannung.«  
*Robert Bloch*

## ZUM AUTOR

Jack Ketchum ist das Pseudonym des ehemaligen Schauspielers, Lehrers, Literaturagenten und Holzverkäufers Dallas Mayr. Seine Horrorromane zählen in den USA unter Kennern neben den Werken von Stephen King oder Clive Barker zu den absoluten Meisterwerken des Genres, wofür Jack Ketchum mehrere namhafte Auszeichnungen verliehen wurden.

JACK KETCHUM

WAHN  
SINN

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Ralf Schmitz

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die Originalausgabe

STRANGLEHOLD

erschien 1995 bei Berkley Books, New York

Vollständige deutsche Erstaussgabe 12/2009

Copyright © 1995 by C. Dallas Mayr

Copyright © 2009 der deutschen Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion: Tim Jürgens

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,  
München – Zürich

Umschlagfoto: © Ed Freeman / Getty Images

Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels

**eISBN 978-3-641-14134-9**

[www.heyne-hardcore.de](http://www.heyne-hardcore.de)

»... Zorn erzeugt, so oder so, eine Zukunft.«

– RUSSELL BANKS, *Das süße Jenseits*

»Come back baby, come  
Come back baby, come  
Come back baby  
I wanna play house with you.«

– ARTHUR GUNTER



# Prolog

## Das Vermächtnis

*Ellsworth, New Hampshire · Ostern 1953*

*Es reicht, dachte sie. Himmelherrgott, jetzt reicht's.*

Das Baby weinte.

Das Baby wollte die Brust. Oder das Baby wollte auf den Arm genommen werden. Oder das Baby hatte sich vollgeschissen oder vollgepisst. Oder es wollte sie vollpissen oder vollscheißen. Vielleicht wartete es auch, bis sie in seine Windel sah, um ihr die ganze Scheiße, die es in sich hatte, ins Gesicht zu spritzen. Es wäre nicht das erste Mal gewesen.

Sie stand auf und ging zum Gitterbettchen. Der Mann neben ihr schlief weiter.

Sie nahm das Baby und fühlte an seiner Windel. Die Windel war trocken. Sie wiegte das Baby auf und ab. Es weinte noch lauter.

*Tja, die Brust würde es nicht bekommen.*

Ihre Nippel waren jetzt schon wund.

Sie war immer noch eine gut aussehende Frau. Und das würde auch so bleiben.

*Ab morgen kriegst du die Flasche, dachte sie. Mir egal, was die Ärzte sagen.*

*Ich kann mit dir machen, was ich will, dachte sie. Ist dir das klar? Du gehörst mir.*

Ihr war von dem vielen Portwein nach dem Abendessen immer noch ein bisschen schummerig. Sie hatte Kopfwegh.

Sie trank sonst nicht viel. Außer in letzter Zeit. In diesem Moment wollte sie nur noch zurück ins Bett und sich aus-schlafen, aber nein, stattdessen musste sie sich wieder mit dem Baby befassen. Jede Nacht die gleiche verdammte Geschichte. Jede Nacht das Baby. Ihr Mann wurde *nie* wach. Gut, hin und wieder schon, aber dann drehte er sich bloß auf die andere Seite und teilte ihr mit, dass das Baby weinte. Als wüsste sie das nicht bereits. Als hätte sie nicht schon längst wachgelegen und darauf gewartet, dass das Baby sich wieder beruhigte.

Anscheinend musste das Baby nicht pinkeln. Sie schon.

Sie nahm das Baby mit in der Hoffnung, dass es vielleicht wieder einschlafen würde, wenn sie es hin und her trug. Man konnte ja nie wissen.

Sie tappte den Flur entlang zum Badezimmer, zog ihr Nachthemd hoch und hockte sich mit dem Baby in den Armen hin. Sein Gesicht war vor Wut rot gefleckt, sein Mund stand weit offen und der Lärm, den es machte, schlug ihr ins Gesicht, beschallte den winzigen Raum, un-aufhörlich, unerbittlich. Sie roch den strengen Duft ihres Urins und den warmen, eigenartig fleischigen Geruch des Babys. Selbst sein Geschrei schien einen Geruch zu haben.

Manche Menschen mochten ja den Duft von Babys.

Sie nicht.

Für sie roch das Baby nicht mal menschlich.

Als sie aufstand und spülte, schrie das Baby noch lauter.

Schrie *wie am Spieß*.

Sie schüttelte es. »Herrgott«, sagte sie. »Wirst du um Himmels willen *ruhig sein?*« Das Baby weinte. Sie fühlte, wie der Zorn wie ein heißer Wind in ihr aufstieg. *Ich werd dafür sorgen, dass du ruhig bist*, dachte sie. *Und zwar für immer.*

Sie klappte die Klobrille hoch, packte das Baby bei den Füßen und hielt es mit dem Kopf nach unten über der Schüssel. *Hab ich wirklich vor, das zu tun?*, dachte sie. *Wirklich?* Und die Antwort lautete: *Ja, verdammt nochmal, und ob. Mir steht das Geschrei, das Jammern, Saugen, Sabbern, Pissen und Scheißen bis hier. Ich hab die Schnauze gestrichen voll.*

Sie tauchte seinen Kopf ins Wasser.

Und hielt es so.

*Blubbern.*

*Strampeln.*

Erbärmlich, kläglich.

*Spucken.*

Schwächer jetzt.

*Das Baby starb.*

*Ihr Baby.*

Oh Himmel oh Himmel Gott oh Himmel.

Sie zog es heraus. Es war tropfnass, die winzigen Augen aufgerissen, erstaunt. Aus dem weit geöffneten Mund strömte Wasser aus der Kloschüssel, und es war ruhig, einen schrecklichen Augenblick lang wollte es einfach nicht atmen, sein Mund stand offen, aber nichts passierte, und dann begann sie es zu tätscheln, klopfte ihm auf den Rücken, es hustete, dann schrie es, wie sie es oder *überhaupt irgendwas* noch nie zuvor hatte schreien hören, starrte sie die ganze Zeit aus weit aufgerissenen Augen an, als würde der Kleine sie zum ersten Mal vor sich sehen und direkt in ihre kranke, wilde Seele blicken, so dass sie ihn fest an sich drücken musste, und sei es nur, um seinen Augen zu entgehen, dieser erstaunten Anklage, und so presste sie ihn an sich und dachte, was habe ich getan? Was, in Gottes Namen, habe ich *getan*? *Baby, Baby, Baby*, flüsterte sie.



# I

## Kinder

*Wolfeboro, New Hampshire · Juni 1962*

Das kleine Mädchen hatte aufgehört gegen die Tür zu hämmern. Das brachte sowieso nichts.

Sie konnte die da draußen nicht mal mehr hören.

Die feuchte, stickige Luft in der Hütte roch schwer nach Erde und altem, fauligem Holz. Es wurde allmählich dunkel. Das Licht durch die Spalten in den fensterlosen Wänden wurde schwächer und schwächer.

Sie hatten irgendwas in den Türrahmen geklemmt, ein Stück Holz oder so. Sie konnte die Tür keinen Zentimeter von der Stelle bewegen. Zusammengekauert saß sie gegen die schwitzende, glitschige Wand gelehnt, roch den feuchten Lehm Boden und den vollen Moschusgeruch ihrer Tränen und dachte: *Keiner wird mich finden.*

Sie stellte sich vor, wie sie irgendwo da draußen im Sumpf – gut möglich, dass sie inzwischen schon eine halbe Meile entfernt waren – durch flaches, schwarzes Wasser und Morast stapften, der einem die Gummistiefel von den Füßen ziehen konnte, und mit ihren zweizackigen Metallspeissen nach Fröschen stachen. Jimmy hatte bestimmt schon ein paar beisammen, die jetzt tot oder sterbend in seinem Eimer lagen. Billy war nicht so schnell wie Jimmy und deshalb womöglich leer ausgegangen.

*Das musst du dir ansehen, hatten sie gesagt. Das ist cool.*

Die alte Blockhütte lag irgendwo am Ende der Welt. Ihr Daddy nannte so etwas *ein scheußliches Bauwerk*. Seit Jahren schon versank die Hütte langsam im Sumpf, und für Jagdausflüge wurde sie schon lange nicht mehr benutzt.

Liddy war erst sieben.

Sie hatte nicht reingehen wollen.

Die Jungen, Jimmy und Billy, waren neun und zehn. Warum hatte *sie* also als Erste reingehen sollen?

Warum immer *sie*?

Das hatte sie sich insgeheim gedacht, war dann aber doch durch die offen stehende Tür gegangen. Schließlich durfte sie die Jungs nicht merken lassen, dass sie Angst hatte. Auch nicht, als Jimmy sie reinschubste und lauthals zu lachen anfang und einer von beiden die Tür zuhielt und der andere irgendwas zwischen Tür und Rahmen stopfte. Sie saß in der Falle.

Sie hämmerte gegen die Tür. Schrie. Weinte.

Sie hörte die beiden draußen lachen, dann wie sie durchs Wasser stapften.

Dann hörte sie lange nichts mehr.

Sie kauerte neben der Tür, starrte auf den Erdboden und fragte sich, ob es hier Schlangen gab und wenn ja, ob sie wohl nachts in die Hütte kriechen würden.

Es musste inzwischen Zeit zum Abendessen sein.

Daddy würde wieder wütend sein.

Mom würde sich Sorgen machen.

»Na los. Bitte«, sagte sie zu niemand Bestimmtem. »Lasst mich raus. Bittebittebitte!«

Was nur zur Folge hatte, dass sie wieder zu weinen anfang.

*Die Jungs redeten ständig über das, was hier passiert ist. Sie redeten über nichts anderes. Jeder wusste es.*

Mörder waren hier gewesen. Ausgebrochene Irre, die Sachen mit Kindern gemacht hatten.

Vor allem mit kleinen Kindern.

Liddy hasste Billy und Jimmy.

Sie wünschte, sie wären tot. Dann wünschte sie sich, *sie* wäre tot.

Weil sie wieder nicht gehorcht hatte.

Sie hätte niemals mitgehen dürfen.

Mom und Daddy hatten sie vor diesem Ort gewarnt. *Du wirst mir unter gar keinen Umständen dorthin gehen*, hatte ihre Mom gesagt.

Aber es gab nicht viele Kinder in der Gegend und überhaupt keine Mädchen zum Spielen und *irgendjemanden* musste man doch haben. Und manchmal waren Billy und Jimmy ja auch nett zu ihr. Manchmal überstand sie einen ganzen Tag, ohne herumgeschubst, gekniffen oder geschlagen zu werden.

Als wäre sie wirklich die Schwester von irgendjemandem.

Also war sie mitgekommen. Obwohl sie gewusst hatte, dass wahrscheinlich irgendetwas schief laufen würde. Obwohl sie den Jungs vollkommen vertrauen musste, auch was den Weg hier herauf anging, weil der Pfad weitab vom Schuss lag und sie diesen Abschnitt des Waldes noch nie zuvor gesehen hatte.

Es war, als hätte sie sich ... verirrt.

Selbst wenn sie aus dieser Hütte rauskam, wusste sie nicht genau, wie sie wieder nach Hause zurückfand.

Wenn Sie die ganze Nacht hierbleiben musste, würde sie bestimmt verrückt werden.

Es gab da diese Geschichte, die Jimmy immer über den Sumpf erzählte.

Er sagte, dass sein älterer Bruder Mike vor langer Zeit mal allein hier oben gewesen war und dass er etwas im Wasser gesehen hatte. Dass es zuerst wie ein Stück Holz ausgesehen hatte, aber als Mike näher rankam, hatte er bemerkt, dass es ein Mann war, ein Toter, dessen halbes Gesicht weggehackt war – es war vollständig und vollkommen sauber vom Scheitel bis zum Kinn abgetrennt, so dass ein geöffnetes Auge ihn anstarrte und das andere einfach nicht mehr da war. Die Nase war genau in der Mitte gespalten und der halbe Mund stand zu einem riesengroßen O geformt offen, so dass der Mann, wie Mike erzählte, in erster Linie überrascht aussah. In seinem Hinterkopf konnte er ein Durcheinander von Gehirn, Blut und Knochen erkennen. Er rannte sofort zur Polizei und kehrte mit den Beamten eine Stunde später zu der Stelle zurück, aber der Mann war nicht mehr da. Der Mann war verschwunden. Sie hatten überall nach ihm gesucht.

Jimmy war ein Lügner, genau wie sein großer Bruder Mike, aber Jimmy erzählte ständig, dass der Mann jetzt hier herumspukte. Dass man ihn nachts durch seinen halben Mund stöhnen und durch seine halbe Nase schwer atmen hören konnte, während er sich durch das schmutzige, mit Schlangen, Fröschen und Blutegelein verseuchte Wasser schleppte.

Aber das war bloß eine Geschichte.

Trotzdem – wenn sie die ganze Nacht hierbleiben musste, würde sie verrückt werden. Sie zitterte am ganzen Leib.

Es wurde dunkel.

»Mommy«, flüsterte sie.

Sie hörte Schritte. Jemand watete durch den Morast. Kam auf sie zu.

»Mommy«, sagte sie,  
Sie dachte an den toten Mann.

Sie rief nicht *Hilfe*, sondern *Mommy*.

Ihr langer, brauner Pferdeschwanz blieb am rauhen, verwitterten Holz hängen, als sie von der Tür wegrutschte. Ihre Kopfhaut brannte, als sich ein Haarbüschel löste. Sie sprang auf und rannte zu der am weitesten entfernten Wand. Sie spürte, wie winzige Splitter des alten, verfaulten Holzes in ihre Handflächen stachen. Trotzdem presste sie ihren Rücken dagegen und beobachtete die Tür.

»Nur zu«, sagte Jimmy. »Ruf nach deiner *Mommy*.«

Dann stieß er die Tür auf. Die Scharniere kreischten.

»Du Mädchen!«

Er rannte los. Billy folgte ihm auf dem Fuß.

»Wartet!«, rief sie. Sie lief hinter ihnen her.

Ihre Gummistiefel sanken in den Morast, Schlamm bespritzte ihre nackten Beine und ihre Shorts. Tapfer kämpfte sie sich voran. Aber sie war nicht so schnell wie die beiden. Nicht mal annähernd.

Als sie den Sumpf hinter sich gelassen hatte, waren sie schon den Hügel hinauf und zwischen den Bäumen verschwunden.

Als sie auf dem Hügel angekommen war, konnte sie die Jungs nirgendwo mehr sehen.

Sie war wieder allein.

Der Abend war angebrochen. Es konnte nur noch Minuten dauern, bis es dunkel wurde. Durch die dichten Bäume und Sträucher schien schon jetzt kaum noch Licht.

*Welche Richtung?*

Sie dachte, dass sie vielleicht ...

Sie lief von einer Hügelkuppe zur nächsten. Und wieder zur nächsten. Sie hatte Angst und weinte. Jeder Hügel sah

aus wie der vorherige und keiner kam ihr bekannt vor. Nur Gebüsch, Grünzeug, fahlweiße Birken und dichtes, gemeines Dornengestrüpp. Sie lief, so schnell sie konnte. Lief gegen die Zeit und die Dunkelheit an.

Sie stolperte, fiel, schrammte sich an einem Felsen die Knie auf und spürte, wie ihr Musikantenknochen kribbelte und taub wurde, nur um anschließend wieder furchtbar wehzutun und zu pulsieren. Sie spürte die Holzsplitter tiefer in ihre Handfläche eindringen. Sekunden später stolperte sie wieder, diesmal über einen halb unter Laub verborgenen Ast, und fiel auf die Seite.

Auf den Pfad.

Auf gut ausgetretene, festgestampfte Erde.

Und jetzt erkannte sie auch den großen Felsen, den mit Katzensgold drin. Er lag genau vor ihr und war mit Katzensgold gesprenkelt. Jimmy hatte auf dem Hinweg obendrauf gestanden.

Ja!

Jetzt musste sie doch nicht hier draußen sterben, würde nicht verhungern oder von Verrückten umgebracht oder von Schlangen gebissen werden. Sie würde auch nicht den rasselnden Geisteratem des Mannes mit dem gespaltenen Schädel hören. Sie würde es nach Hause schaffen.

Tränen strömten über ihre schlammbedeckten Wangen. Man konnte sich kaum vorstellen, dass sich ein Mensch gleichzeitig so gut und so schlecht fühlen konnte. Ihr Herz hämmerte vor Erleichterung.

Sie hatte es nach Hause geschafft.

Ihr Vater erwartete sie auf der Veranda. Er trank ein Bier, trug noch das Hemd, das er in der Bank angehabt hatte,

saß in seinem Schaukelstuhl und hörte zu, wie sie ihm alles zu erklären versuchte.

Ihre Mutter stand in der Tür hinter dem Fliegengitter. Sie beobachtete sie, während sie die Hände ruhig über ihren aufgetriebenen Bauch gelegt hatte. Ihre Mutter war im achten Monat schwanger.

Als sie ihre Geschichte zu Ende erzählt hatte, stellte ihr Vater sein Bier ab, stand auf, ging zu ihr hinüber und blieb am äußersten Rand der Veranda stehen.

»Was ist los mit dir?«, fragte er. »Du bist doch sonst so schlau. Wo hast du deinen *Verstand* gelassen, Lydia? Bist du von *allen* guten Geistern verlassen?«

Sie wusste nicht, was sie sagen sollte. Sie zupfte an den Holzsplittern. Die Hand tat ihr weh. Das Knie tat ihr weh. Das Knie blutete sogar. War ihm das etwa egal?

»Ziehe ich etwa ein *dummes* Kind groß, Lydia? Sieht ganz so aus.«

Ihre Mutter machte das Fliegengitter hinter ihm auf.

»Russell ...«

Aber es war, als wäre ihre Mutter gar nicht da.

»Hör mir zu. Du bist kein *Junge*, Liddy. Jungs machen Sachen, die manchmal gefährlich und manchmal ziemlich dumm sind. Man könnte sagen, das gehört bei Jungs eben dazu. So wachsen sie auf. Aber für dich gehört es sich nicht, die Sachen zu machen, die die *Jungs* machen. Verstehst du das? Oder ist das zu *schwierig* für dich?«

»Nein.«

Sie dachte, sie würde wieder zu weinen anfangen. Sie fragte sich, ob das Baby in Mamas Bauch wohl ein Junge werden würde.

»Nein was?«

»Nein, Sir.«

Seine blassblauen Augen durchbohrten sie.

»Also schön. Ich weiß nicht, weshalb ich dir das überhaupt erklären muss.« Er schüttelte den Kopf. »Ehrlich. Manchmal frage ich mich, wo zur Hölle du eigentlich hergekommen bist.« Er drehte sich um und setzte sich in den Schaukelstuhl.

»Dein Abendessen ist kalt«, sagte er. »Und es wird verdammt nochmal auch kalt *bleiben*. Jetzt geh nach oben und mach dich sauber, junge Dame. Und deine Klamotten wirst du auch selbst waschen. Hast du mich verstanden?«

»Ja, Sir.«

Sie zog ihre schlammigen Gummistiefel aus und stellte sie neben die Veranda. Daddy nahm einen Schluck von seinem Bier, sagte nichts und sah sie auch nicht an. Wenigstens würde er sie dieses Mal nicht schlagen. Ihre Mutter öffnete ihr die Tür und trat zur Seite, als sie die Treppe zu ihrem Zimmer hinaufstieg.

Sie setzte sich aufs Bett. Dann fiel ihr ein, dass sie schmutzig und das Bett sauber war. Sie stand auf und wischte den Dreck von der Bettdecke, humpelte den Flur zum Badezimmer hinunter und besah sich im Spiegel.

Das Gesicht, das ihr entgegenblickte, war schmutzig und von Tränenspuren überzogen, die Augen blickten traurig und betrübt. Ihr Pferdeschwanz war total verfilzt, Kletten, Zweige und Laub hingen darin.

Sie fühlte sich genauso einsam wie in der Hütte.

Fast.

Sie hatte nur ein bisschen weniger Angst, das war alles.



Der Junge lag auf dem dunklen, stickigen Kriechboden unter der Treppe und lauschte. Seine Mutter stand direkt über ihm und sprach mit Officer Duggan.

Er konnte alles genau hören.

»Ich werde keine vierundzwanzig Stunden warten, Ralph Duggan«, sagte seine Mutter gerade. »Das werde ich ganz sicher nicht. Nicht, wenn du wie jetzt direkt vor mir stehst.«

»Ruth ...«

»Komm mir nicht mit ›Ruth‹. Ich hab dich schon gekannt, als du so alt warst wie Arthur, oder etwa nicht? Ja, allerdings. Doch, hab ich. Da kannst du Gift drauf nehmen. Und jetzt sag *du* mir – hätte deine Mama etwa vierundzwanzig Stunden gewartet? Was glaubst du?«

Arthur konnte Officer Duggan seufzen hören. Er wusste, wie es war, wenn man mit seiner Mutter zu reden versuchte. Er lag im Dunkeln und bewegte sich keinen Zentimeter.

Er starrte durch das hölzerne Gitterwerk und dann durch die wuchernden Sträucher und das dürre Gras. Obwohl langsam der Abend dämmerte, konnte er von hier aus fast den ganzen Hügel bis zur Brücke und zum Biberteich überblicken. Er schlich sich manchmal dorthin, wenn alle schliefen.

Der Junge konnte alles beobachten, aber sie konnten ihn nicht sehen. Es war hier unten viel zu dunkel, und bis sich die Augen darauf eingestellt hatten, dauerte es eine Weile. Seine Mutter hatte es schon vergeblich versucht.

»Ruth, das Problem ist, dass wir im Moment keinen einzigen Mann entbehren können. Das verdammte Buschfeuer hält uns alle auf Trab. Die Leute kommen sogar den

ganzen Weg von Compton hierher, um uns zu helfen, Polizisten und Freiwillige. Aber bei dem Wind und weil das Land dermaßen trocken ist ... ach verflucht, Sie können den Rauch doch von hier aus riechen. Wie's aussieht, wird uns diese Sache noch die halbe Nacht beschäftigen.«

»Das Buschfeuer ist mir egal. Mein Junge nicht.«

»Wollen Sie, dass Ihr Haus in Flammen aufgeht, Ruth? Könnte passieren, wenn wir dieses verdammte Feuer nicht aufhalten.«

»Das Feuer ist noch eine halbe Meile entfernt.«

»Das stimmt. Und der Wind weht genau in Ihre Richtung. Das heißt, es trifft zuerst die Wingertens und dann Sie. Harry, reden Sie mal mir ihr, ja?«

Dem Jungen ging erst jetzt auf, dass sein Vater auch dabeistand. Sein Vater konnte sich, wenn er es darauf anlegte, so lautlos bewegen wie ein Apache.

Außer wenn er betrunken war.

Eine braune Waldspinne lief über den linken Handrücken des Jungen und krabbelte auf sein Handgelenk zu.

Er wusste, dass die Spinne ziemlich schmerzhaft beißen konnte, aber vor etwas so Winzigem hatte er keine Angst.

Vor manchen Menschen schon, ja.

Aber nicht vor Spinnen.

Obwohl er Spinnen ekelhaft fand.

Aber er konnte nicht riskieren, nach ihr zu schlagen. Sie könnten ihn hören. Stattdessen streckte er langsam die rechte Hand aus und zerquetschte ihren Körper an seinem Handgelenk. Die Spinne wurde feucht und klebrig. Er rieb die Stelle, bis das Feuchte trocken war und nur das klebrige Zeug zurückblieb.

Das war nochmal gutgegangen. Die Spinne hatte ihn nicht gebissen.

»Es spielt keine Rolle, was mein Mann zu dem Thema zu sagen hat«, sagte seine Mutter. »Der Junge hat in seinem ganzen Leben noch kein Sonntagsessen versäumt. Er würde es auch nicht *wagen*, eins auszulassen. Niemals. Irgendwas stimmt hier nicht. Du und ich, Ralph Duggan, wir werden gemeinsam nach dem Jungen suchen. Jetzt geh rüber zu dem Wagen da und gib eine anständige Vermisstenmeldung raus, oder muss ich erst ins Haus gehen und die Schrotflinte holen. Wie wär's damit?«

»Ruth, wissen Sie eigentlich, was Sie tun? Sie drohen einem Polizeibeamten.«

»Du willst mich also verhaften. Na schön. Mach nur. Aber erst, *nachdem* wir Arthur gefunden haben.«

»Jungs lassen sich schnell ablenken.«

Er konnte hören, wie der Polizist sich unbehaglich auf der Treppe hin und her bewegte.

»Und ich muss ein *Feuer* bekämpfen.«

»Und woher weißt du, dass er nicht mittendrin ist?«

»Was?«

»*In* deinem verfluchten Feuer, Ralph. Woher weißt du, dass er nicht verletzt inmitten des verdammten Feuers da draußen liegt? Mein Arthur hatte mit drei Jahren Asthma. Ohnmachtsanfälle. Was, wenn er einen Rückfall oder so was hat?«

»Himmel, Ruth.«

Der Junge lächelte. Seine Mutter würde gewinnen.

Seine Mutter gewann immer.

Das Beste war, dass sie dieselbe Erklärung benutzte, die auch er hatte benutzen wollen – die Ohnmachtsanfälle. Jetzt wusste er, dass er damit durchkommen würde. Das würde ihnen Angst einjagen. Er wusste nicht, warum er ihnen Angst einjagen wollte, aber er wollte es einfach. Seine

Mutter würde eine echt große Sache daraus machen und er würde morgen nicht zur Schule gehen müssen und übermorgen und den Tag danach vielleicht auch nicht. Vielleicht würden sie sogar einen Doktor holen.

»Also schön, Ruth«, sagte Duggan. »Sie haben gewonnen. Sie und Harry steigen hinten ein. Ich denke, wir fangen so nah wie möglich beim Feuer an und arbeiten uns dann wieder zum Haus vor. Ist allerdings nicht mehr besonders hell.«

»Und du gibst die Suchmeldung durch.«

»Ja, Ruth. Ich geb die Suchmeldung durch.«

Er hörte, wie sie die Treppe hinuntergingen, hörte Autotüren aufgehen und wieder zuschlagen und wie der Motor des Polizeiautos startete und der Wagen davonfuhr. Dann waren da nur noch die vertraute Stille, die Grillen und Frösche am anderen Ende der Straße beim Biberteich jenseits des Hügels.

Er kroch unter der Treppe hervor und setzte sich mit über den Beinen verschränkten Armen ins Gras. Niemand würde ihn hier entdecken. Er fühlte sich unsichtbar, als wäre er nicht in derselben Welt wie alle anderen, als wäre er gar nicht da.

Er schnupperte an seinem Hemd.

Das Hemd roch noch nach Rauch. Genau wie seine Jeans. Nach Rauch und Dreck.

Er fragte sich, ob seine Sachen immer noch nach Rauch riechen würden, wenn sie zurückkamen, und ob seine Mom es bemerken würde.

Es war gut möglich, dass sie ihm auf die Schliche kamen.

Bei dem Gedanken durchfuhr ihn die Furcht wie ein greller Blitz. Die Erkenntnis, dass er in Gefahr schwebte, war fast dasselbe Gefühl, das er gehabt hatte, als er die

Streichhölzer an das Gebüsch gehalten, sich hingekauert und zugesehen hatte, wie das Feuer langsam von den Sträuchern auf die Bäume und auf weitere Sträucher übergriff, während er den Rauch gerochen und den Knisterlauten gelauscht hatte.

Schließlich hatte ihn dieses Gefühl überwältigt, so dass er davonrennen und sich verstecken wollte.

Es hatte sich fast wie Freude angefühlt.

Er war ein schlechter Mensch.

*Und jetzt war er unsichtbar.*

Und niemand würde je irgendetwas davon erfahren. Er würde dasitzen, bis seine Sinne ihm befahlen, sich wieder zu verstecken, dann würde er wieder unter die Veranda robben und den Sorgen seiner Mutter und dem Schweigen seines Vaters im Haus lauschen, bis er wieder ein guter Mensch war und bereit, herauszukommen, und niemand würde jemals etwas erfahren.

Wolfeboro, New Hampshire · Mai 1971

»Mach schon, Lyd. Du willst es doch.«

»Ich will *überhaupt* nicht.«

»Klar willst du.«

»Ich will *nicht*. Fass mich nicht an.«

»Sieh her, du nimmst ihn einfach in die Hand. Hältst ihn so. Dann *drückst* du ...«

Das Geräusch war ohrenbetäubend. Die Budweiser-Dose schien von dem Baumstumpf abzuheben wie eine Rakete.

»*Himmel*, Martin!«

»Ist das was? Ist das cool oder nicht? Als mein Dad diesen Film gesehen hat, wollte er unbedingt so einen haben. Ich wette, das Ding könnte einen Elefanten aufhalten. Hier. Versuchs mal.«

»Ich *will* aber keinen Elefanten aufhalten.«

»Mein Dad hätte nichts dagegen.«

»Dein Dad hätte bestimmt was dagegen. Und das weißt du genau.«

»Ja? Und wer verrät es ihm?«

»Können wir nicht einfach reingehen? Mir ist kalt.«

Das war gelogen. Der Wind wehte kräftig übers Feld, aber es war kein kalter Wind. Es war sogar der erste sonnige Tag nach einem anscheinend nicht enden wollenden Winter, der den Frühling einfach unter sich begraben hatte.

»Erst wenn du es versucht hast.«

Sie mochte den Revolver nicht. Den *Dirty-Harry*-Revolver, wie er ihn nannte. Er war glatt und schön, auf dieselbe Art, wie auch glänzendes, frisch poliertes Silber schön war, aber sie mochte seinen Geruch und den gewaltigen Krach nicht, den er machte, oder wie er sich in seinen Händen aufgebäumt hatte, als wäre er ein lebendiges Wesen, das man nur schwer unter Kontrolle bekam.

Sie traute dem Revolver nicht.

Er schoss nochmal. Daneben. Am Boden vor dem Baumstumpf explodierten Sägespäne, und der Einschlag der Kugel ließ zwei Dosen herunterfallen und brachte die anderen zum Tanzen. Trotz des Lärmschutzes klingelten ihre Ohren.

»Ich sag dir, es wird dir gefallen.«

Das bezweifelte sie.

Er gab ihr den Revolver.

Sie hielt ihn fest. Zugegeben, er hatte seine Reize: Balance, Masse, Glätte, Gewicht.

»Halt ihn mit beiden Händen fest, so. Du musst die Füße weit auseinanderstellen und dein Gewicht ausbalancieren, okay?«

Er stand jetzt hinter ihr und hatte die Arme um sie geschlungen. Seine Hände legten sich fest auf ihre.

Das wenigstens fühlte sich angenehm an.

»Okay, das Ziel und das Visier müssen eine Linie bilden, dann drückst du den Abzug. Aber pass auf, dass du den Revolver nicht verreißt. Und halt die Ellbogen angewinkelt. Sie hat einen höllischen Rückstoß.«

»Sie?«

Er lachte. »Ja. Sie ist manchmal bockig. Genau wie du.«

Sie tat, was er gesagt hatte, zielte und drückte ab. Die Waffe war schwer und sie konnte sie kaum ruhig halten. Der Abzug schien sich langsam und gleichmäßig auf sie zuzubewegen. Dann folgten der Knall und der Rückstoß, der an ihren Armen bis zu den Schultern hinaufwanderte.

»Zu hoch«, sagte er. »Du hast zu hoch geschossen.«

Wie hoch?, fragte sie sich. Sie stellte sich vor, wie die Kugel eine unendliche Strecke zurücklegte, endlos über das Feld und den Wald und die Straße flog, und was auch immer dahinter lag. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass etwas so Mächtiges einfach aus schierer Trägheit vom Himmel fiel.

Ihre Kugel konnte womöglich jemanden in der nächsten Ortschaft umbringen.

Ihr war das alles total egal. *Er* wollte es unbedingt. Und wieder einmal machte sie mit.

Er trat wieder hinter sie, nahm ihre Hände in seine und streckte ihre Arme aus.

»Halt sie weiter von dir weg, Lyd«, sagte er. »Zieh die Ellenbogen etwas an. Dann kannst du sie ruhiger halten.«

Er drückte sie fest an sich. Sie konnte seinen Penis an ihrem Hintern spüren.

Sie fühlte sich ein bisschen unwohl dabei, und sie war einigermaßen froh, als er sich wieder von ihr löste. Sie wusste, dass er sich eigentlich nicht von ihr wegbewegen *wollte*, aber das gehörte zum Spiel, machte ihr klar, dass er vorläufig nicht weiter gehen würde. Zumindest jetzt noch nicht.

*Dieses* Spiel kannte sie bereits.

Die Tatsache, dass sie es kannte, flößte ihr Angst ein und ließ sie plötzlich ein bisschen wütend werden.



Sie zielte und schoss. Eine Bierdose tanzte taumelnd und funkelnd in der Sonne.

»He! Ich *wusste*, du kannst es! Klasse!«

Sie drehte sich um und schenkte ihm ein Lächeln.

»Können wir jetzt aufhören?«

Er lachte. »Klar. Komm, gehen wir rein.«

Sie gingen den Hügel hinauf, über die verglaste Veranda und den Flur entlang ins Wohnzimmer. Sie dachte einmal mehr, dass das Haus ganz und gar nicht den Vorstellungen entsprach, die man sich von dem Heim eines Bankpräsidenten machte. Die Möbel waren spartanisch und nicht besonders wertvoll. *Billig*, um bei der Wahrheit zu bleiben. Sie machten ihr den ziemlich guten Geschmack ihrer Mutter in diesen Dingen bewusst, den sie auch noch nach dem Tod ihres Vaters beibehalten hatte – sie vermutete, dass viele andere Frauen in so einer Situation aufgehört hätten, sich um solche Sachen zu kümmern. Es war jedoch unübersehbar, dass Martins Mutter, die einen Mann hatte, der noch lebte, nichts auf diese Dinge gab.

»Willst du ein Bier?«

Er stand auf der anderen Seite des Zimmers und legte eine Platte auf – *Rubber Soul* von den Beatles. Was in musikalischer Hinsicht für Martins Verhältnisse ausgesprochen gewagt war.

»Ein *Bier*?«

»Klar. Die werden die paar Flaschen schon nicht vermischen.«

»Äh, nein, danke.«

Erst Schusswaffen und dann auch noch Bier.

Soweit es sie betraf, lief das hier überhaupt nicht gut. Sie fragte sich, wie gut sie diesen Jungen wirklich kannte.

Sie traf sich erst seit ungefähr dreieinhalb Monaten mit ihm, obwohl sie seine Familie schon seit Jahren kannte. Ihr Vater hatte für seinen Vater gearbeitet. Martins kleiner Bruder war in derselben Schulklasse wie Lydias Schwester Barbara.

Seine ganze Familie war zur Beerdigung ihres Vaters gekommen.

Jedenfalls war Martin auf Russell McClouds Beerdigung offenbar zum ersten Mal auf sie aufmerksam geworden. Bei dem Empfang danach hatten sie geredet und geredet. Eigentlich hatte sie am meisten geredet und er schien nichts dagegen gehabt zu haben. Er schien ein ziemlich guter Zuhörer zu sein. Irgendwann hatte sie sogar richtig Dampf abgelassen.

Auch wenn sie ihm nicht alles erzählt hatte.

»Du willst ganz sicher keins? Bist du dir absolut und definitiv sicher?«

»Ich hasse Bier. Eine Pepsi wäre nett.«

»Kommt sofort.« Er ging in die Küche.

Paul sang »I've Just Seen a Face«. *Die Musik ist zu laut*, dachte sie. *Oder meine Ohren sind noch überreizt von der Schießerei.*

Sie stand von der Couch auf und ging rüber, um die Musik leiser zu stellen. Es war ein brandneuer, hochmoderner Magnavox-Verstärker und sie konnte den Lautstärkeregler unter den vielen anderen Knöpfen zuerst nicht finden, so dass Paul sie weiter auf bezaubernde Weise anplärrte. Sie fand den Regler genau in dem Moment, als der Song endete und John mit »Norwegian Wood« anfang.

Sie drehte sich um und Martin stand direkt vor ihr, in einer Hand ein Bier und in der anderen eine Pepsi. Sie kam zu einer schnellen Entscheidung.

»Ich schlag dir einen Handel vor«, sagte sie.

»Was für einen Handel?«

Sie schlang ihre Arme um seine Taille und zog ihn zu sich.

»Du lässt das Bier sein und wir könnten ... ähm ... du weißt schon.«

»Ach ja? Was *du weißt schon*?« Er lachte.

Sie gab ihm einen Klaps auf die Schulter. »Sei nicht so ein Klugscheißer.«

Dieser Handel fiel ihr leicht. Es war ganz natürlich für sie. Es gab Mädchen in ihrem Alter, die Dope rauchten, Mädchen, die tranken, und Mädchen, die Sex mit ihren Typen hatten. Sie interessierte sich nur für eins von diesen Dingen.

Sie mochte, wie sich sein Körper anfühlte. Und sie hasste Bier.

Der Atem ihres Vaters hatte abends, wenn er zu ihr gekommen war, immer nach Bier gerochen.

Wenn er zu ihr gekommen war, hatte er immer getrunken.

Und es war die Trinkerei – das und weil er blöd genug gewesen war, auf einer dunklen Landstraße zu schnell zu fahren –, was ihn umgebracht und sie mit ihrem hässlichen kleinen Geheimnis allein gelassen hatte.

»Einverstanden«, sagte er. »Was immer du sagst. Kein Bier.«

Er stellte die Flaschen auf dem Couchtisch ab und küsste sie.

Ihr Vater hatte sie nie geküsst.

Wenigstens das war ihr erspart geblieben.

Aber sie hatte geglaubt, dass sie nach dem, was er getan hatte, nie einen Jungen würde anfassen können, dass sie

mit sechzehn für immer mit dem Thema Sex fertig sein würde. Daher war sie überrascht, wie schnell und wie sehr sie Martin begehrt hatte.

Sie fand, dass er wundervoll anzuschauen und noch wundervoller anzufassen war. Sein Körper war überall fest und warm und glatt. Und wenn er manchmal ein bisschen aufdringlich wurde, so wie gerade mit dem Revolver, und manchmal einfach ein bisschen zu sehr von sich eingenommen war, machte ihr das nichts aus. Männer waren eben so. Und als er sie auf dem Rücksitz des väterlichen Cadillac zum ersten Mal zum Orgasmus gebracht hatte – sie hatte, ungeachtet dessen, was alle sagten, nicht geglaubt, dass es Mädchen möglich war, einen Orgasmus zu bekommen –, fühlte sie sich, als hätte sie ihre Jungfräulichkeit zurückgewonnen, nur um sie gleich nochmal zu verlieren.

Doch kurz danach fühlte sie sich wieder wie Ausschussware.

So war es jedes Mal. Für sie war Sex so etwas wie eine Droge, die sie von ihrer Einsamkeit und ihrer Schuld und ihrem Unglück kurierte, aber auch ein tödliches Gift.

Sie versuchte immer, nicht an die Zeit nach dem Sex zu denken.

Das würde sie auch jetzt nicht tun.

Er knöpfte ihre Bluse auf, schob den Büstenhalter aus dem Weg und umfasste ihre Brust. Ihr Nippel richtete sich unter seiner Handfläche auf. Ein wunderbares Gefühl durchströmte ihren Körper. Er konnte sie manchmal nur dadurch zum Orgasmus bringen, dass er eine ihrer Brustwarzen streichelte. Aber davon wusste er nichts.

Überhaupt wusste er nicht viel über sie. Niemand tat das.

»Komm mit nach oben«, sagte er und nahm ihre Hand. Sie folgte ihm.

Es war das erste Mal, dass er grob zu ihr war.

Sie wusste nicht, warum. Sie fragte sich, ob es irgendwas mit dem Revolver zu tun hatte. So eine Aggressionssache.

Ihre Brustwarzen schmerzten, wo er sie gekniffen hatte. Auch in ihrem Inneren tat es weh. Morgen würde sie Blutergüsse an den Oberarmen haben.

Sie hatte keinen Orgasmus gehabt. Dieses Mal nicht.

Als er sie heimbrachte, war sie unverkennbar wütend auf ihn. Sie hatte kein Wort gesagt, aber sie wusste, dass er es wusste. Ihr Schweigen war deutlich genug.

Was er nicht wusste, war, dass sie vermutlich genauso wütend auf sich selbst war. Weil sie ihn nicht davon abgehalten hatte.

Sie hatte es nicht mal versucht.

Sie hatte ihn einfach *gewähren* lassen.

»Ich ruf dich an«, sagte er. Er klang ein bisschen reumütig.

Aber nicht reumütig genug.

Sie knallte die Autotür zu und blickte sich nicht um.

Sie würde keine Anrufe von Martin entgegennehmen, nicht ans Telefon gehen, wenn er anrief, zumindest nicht in der nächsten Zeit. Womöglich nie mehr. Es gab schließlich noch andere Jungs.

*So was macht man einfach nicht*, dachte sie.

Man tut niemandem ohne Grund weh. Bloß weil man will und jemand einen lässt. Bloß weil man gerade Lust dazu hat und der andere sich nicht wehrt.

Sie stieg die Stufen zur Veranda hinauf, öffnete die Tür und ging ins Haus.

Ihre Mutter saß im Wohnzimmer und las die Zeitung von gestern. Dem guten, kräftigen Geruch nach zu urteilen, der aus der Küche kam, gab es zum Abendessen Kohl mit Speck.

»Hallo, Liddy«, sagte ihre Mutter und blickte sie über den Rand der Zeitung hinweg an. Sie sah, wie Liddys Miene sich verdüsterte und legte die Zeitung beiseite.

»Was ist los?«, fragte sie.

Und alles, was sie tun konnte, war, ein paar Tränen zu vergießen, während ihre Mutter aufstand und ihre Arme um sie legte, sie an sich drückte und sie fragte, was denn los sei, was passiert sei. Aber sie konnte ihr es ja schlecht erzählen, weil sie eigentlich gar nicht mit Jungs ins Bett steigen durfte, nicht in ihrem Alter, nicht mit dieser Familie.

Also hatte Liddy ein weiteres kleines Geheimnis, das auf ihrem Gewissen lastete.

*Plymouth, New Hampshire · Juli 1971*

Sie saßen an einem Schreibtisch in der kleinen, verglasten Bürozeile, als Harry Danse durch die Eingangstür des Polizeireviere getrottet kam. Das Glas war trüb vom Zigarettenqualm vieler Jahre, doch Harry erspähte seinen Sohn sofort und kam zu ihnen rüber.

»Hey, Ralph.«

Duggan nickte. Er sah, dass Harry etwas dicker geworden war.

Sein Sohn würdigte ihn keines Blickes.

»Wie geht's Ruth?«

»Alles klar.«

Ralph Duggan tat der Mann leid. Harry hatte eine hübsche junge Frau geheiratet, die sich in einen mürrischen Hausdrachen verwandelt hatte. Und jetzt saß auch noch sein Sohn Arthur wieder mal in der Tinte.

Dieses Mal hatten sie den Jungen auf frischer Tat ertappt.

»Bevor wir dazu kommen, was, äh, passiert ist, möchte ich, dass Sie sich etwas ansehen«, sagte Harry. Er griff in seine Brusttasche und zog ein gefaltetes Blatt Papier heraus.

»Was ist das?«, fragte Duggan.

»Sein Highschool-Zeugnis. Sehen Sie, was da steht? Nur Einsen, außer einer Zwei in Algebra. Der Junge macht sich ganz gut, finden Sie nicht, Ralph?«

»War das Ruths Idee?«

»Ich denke schon, ja. Sie wollte eigentlich auch selbst herkommen, aber es geht ihr nicht so gut.«

»Grippe?«

»Hm-hm.«

Duggan seufzte und lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. Er sah sich das Schulzeugnis an. Harry machte keine Witze. Nur Einsen. Duggan gab ihm das Zeugnis zurück. Harry faltete es und schob es so behutsam in sein Hemd, als handelte es sich um eine Seite aus der Familienbibel.

»Ich will Sie mal was fragen, Harry. Setzen Sie sich bitte. Wie läuft das Geschäft?«

Harry setzte sich.

»Ganz gut. Ist immer noch der einzige Laden in Ellsworth, wo man Bohnen und Stiefel kaufen kann. Ist immer noch ein weiter Weg für die Leute hier in die Stadt oder rüber nach Compton.«



Jack Ketchum

**Wahnsinn**

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-14134-9

Heyne Hardcore

Erscheinungstermin: März 2014

Schon bald nach ihrer Hochzeit entdeckt Liddy die sadistische Ader ihres Mannes Arthur. Nach der Geburt ihres Sohnes gerät er zunehmend außer Kontrolle. Er verletzt Liddy, schlägt und missbraucht sie. Um ihres Kindes willen erträgt sie zunächst schlimmste Demütigungen. Doch dann begreift Liddy, wie wahnsinnig Arthur tatsächlich ist, und nimmt den ungleichen Kampf auf.

Sie informiert die Polizei und reicht die Scheidung ein. Arthurs Anwälten gelingt es jedoch, Liddy als nicht zurechnungsfähig hinzustellen. Während Liddy um ihr Sorgerecht kämpft, werden weibliche Leichen gefunden, die Opfer eines äußerst brutalen Serienkillers.